

Ist uns das Hochdeutsche Fremdsprache? : offener Brief an einen Feind des Hochdeutschen

Autor(en): **Hinderling, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **22 (1966)**

Heft 3

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420869>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anders nach einem Kausalsatz: „Wir spielen zunächst einmal Theater, weil der Erlös der Klassenkasse zugute kommt; doch soll dies nicht der Hauptgrund sein.“

4. „Dem Besitzer eines Reifezeugnisses sollte dank seiner gründlichen Ausbildung die Berufswahl leichter fallen als dem jüngeren Sekundar- oder Realschüler. In früheren Zeiten war die Entscheidung wohl leichter als heute: Der älteste Sohn blieb selbstverständlich auf dem Hofe im Geschäft des Vaters.“ Gewiß besteht ein Bezug zwischen den beiden Aussagen: dem Maturanden sollte die Berufswahl leichter fallen — einem jungen Mann von früher fiel die Entscheidung wohl leichter (es ist dann allerdings nur von den ältesten Söhnen die Rede!). Dennoch schließt der zweite Satz nicht an den ersten an. Auf den Konjunktiv „sollte leichter fallen“ müßte eine Einschränkung folgen: „Aber vom Hochschulstudium und von den akademischen Berufen weiß er kaum mehr, als ein Sechzehnjähriger von den Berufen weiß, unter denen er zu wählen hat.“ Der Hinweis auf die früheren Verhältnisse wäre völlig anders anzuschließen, beispielsweise etwa so: „In früheren Zeiten war die Berufswahl allgemein wesentlich leichter. Die Zahl der akademischen und nicht akademischen Berufe war viel geringer, und man konnte die Anforderungen, die sie stellten, leichter beurteilen. Für den ältesten Sohn der Familie bestand meist überhaupt keine Not der Wahl, da er den Betrieb seines Vaters zu übernehmen hatte.“ (Schluß folgt)

Ist uns das Hochdeutsche Fremdsprache?

Offener Brief an einen Feind des Hochdeutschen

Von Dr. Robert Hinderling

Mit Aufmerksamkeit habe ich Ihre Ausführungen über unser Verhältnis zum Hochdeutschen gelesen. Da auch mich und im Grunde die meisten Deutschschweizer die Sache bewegt, möchte ich Ihnen meine Ansicht darlegen, die oberflächlich gesehen der Ihrigen glatt widerspricht, vielleicht aber zutiefst doch verwandter ist, als es den Anschein hat.

Die so oft gehörte Äußerung, daß das Hochdeutsche uns Schweizern eine Fremdsprache sei, vertreten Sie mit Entschiedenheit;

aber gerade diese Behauptung verstehe ich gar nicht. Das Hochdeutsche ist doch eine Art Kunstsprache, zu deren Bau zwar nichtschweizerische Gebiete (die Gegend von Leipzig) und Persönlichkeiten (Luther und andere) den Grund gelegt haben, die aber in der Folge sich aus allen deutschen Mundarten, *auch* aus dem Alemannischen (*auch* aus dem Alemannischen der Schweiz) bereichert hat. Unsere deutschschweizerischen Dichter haben zur Pflege und Weitergestaltung des Neuhochdeutschen ebenso eifrig mitgewirkt wie schon unsere Notkere und Hadlaube es für die schriftlichen Formen deutscher Sprache im Mittelalter taten (wobei ich mir natürlich bewußt bin, daß es streng genommen nicht möglich ist, Notker und Hadlaub bereits als „Schweizer“ zu beanspruchen). Wie denn, die Schriftsprache, bei deren Hege und Pflege die Geistesgrößen aus dem Raume der deutschen Schweiz zu allen Zeiten mitgewirkt haben, das Deutsche, in welches, es fortbildend, unsere Keller und Meyer ihre Gedichte gegossen haben, das Deutsche, das alle Größen der Wissenschaft aus der deutschen Schweiz für würdig befunden haben, ihre Gedanken zu tragen, diese Schriftsprache, an der unsere Ahnen seit Jahrhunderten ebenso zäh festgehalten haben wie an ihren Mundarten, wobei sie die „holländische“ Lösung für sich ablehnten, diese Sprache soll uns Fremdsprache sein?

Damit soll die Tatsache der schweizerischen Mundarten keineswegs aus der Welt gestritten sein. Wie könnte man auch! Aber ich meine, daß es eine Einheit der Sprache gibt, die noch vor deren Gliederung in verschiedene Sprachformen (Mundart, Umgangssprache, Hochsprache, Fachsprachen usw.) liegt. Und diese Einheit heißt eben in unserm Fall „Deutsch“. Berndeutsch ist ebensogut wie Bayrisch, Plattdeutsch und Hochdeutsch zunächst einmal einfach „Deutsch“. Mundarten zu haben ist nämlich keineswegs das Vorrecht der Schweizer. Und selbst die Behauptung, die schweizerischen Mundarten ständen dem Hochdeutschen am fernsten, stimmt nicht. Mit andern Worten: *Hochdeutsch und Mundart sind keine Gegensätze*, beide ergänzen sich vielmehr. Ein Leben ohne Hochsprache ist ein ungeschichtliches oder vorgeschichtliches Dasein. Seit es Überlieferung gibt, gibt es Schriftsprache und Hochsprache. Seit es Überlieferung gibt, gibt es also auch die Zweiheit, die man bei uns in das Schlagwort „Mundart und Hochsprache“ faßt. Und seit diesem Zeitpunkt gibt es auch eine gegenseitige Beeinflussung dieser Sprachformen. Wenn Sie mit Recht dafür eintreten, daß unser Schweizer Hochdeutsch nicht

in allen Punkten mit dem reichsdeutschen Hochdeutsch übereinstimmen müsse (wobei uns übrigens bewußt bleiben soll, daß es diese reichsdeutsche Einheit auch nicht gibt; was wir als „reichsdeutsch“ bezeichnen, ist sehr oft vielmehr norddeutsch), so gestehen Sie damit eigentlich auch schon zu, daß das Hochdeutsche nicht eine Sprache ist, die wir „wie andere Fremdsprachen“ lernen müssen. Denn wer dürfte es wagen, eine Fremdsprache nach seinem Willen abzuwandeln? Wenn Sie Französisch schreiben, dann richten Sie sich doch auch nach der offiziellen französischen Norm?

So kommt alles darauf an, daß wir unterscheiden, aber auch richtig unterscheiden. Zunächst haben wir zwischen *Hochdeutsch* und *Mundart* zu unterscheiden, aber nicht als zwischen dem Fremden und dem Eigenen, sondern als zwischen zwei Sprachformen, die ihren je verschiedenen Ort und Sitz im Leben haben. Die Mundart hat ihren Bereich zunächst im Schoße der Familie, ihr gehört der Bereich des „Heimeligen“ (eines der Wörter, die aus unserer Mundart in die Hochsprache geflossen sind). Aber in gleicher Weise, wie es in einer immer größer werdenden Welt nicht wünschenswert ist, mit jedermann auf „Du“ zu stehen, wie uns vielmehr das abstandschaftende „Sie“ oft sehr gelegen kommt und gerade auch mithilft, die Wärme des „Du“ nicht zu vernutzen, ebenso ist die Hochsprache in gewissen Bereichen nicht nur eine Annehmlichkeit, sondern gerade auch die Freundin der Mundart, indem sie ihr Aufgaben abnimmt, die der Mundart schaden würden. Wenn ich selbst der Meinung bin, daß der Rundspruch (ein Wort des Schweizer Hochdeutschen!) der Ort ist, an dem auf weite Strecken das Hochdeutsche gelten soll, ja in amtlichen Mitteilungen sogar ein bühnennah gesprochenes Hochdeutsch, so pflichte ich Ihnen allerdings bei, daß das Fallenlassen der Endungs-*r* oder die Aussprache von „Meedchen“ mit Hochdeutsch nichts zu tun hat. Zwar kann ich diese Aussprache keineswegs als „häßlich“ oder „arrogant“ empfinden. Ich nehme sie einem Norddeutschen gerne ab. Sie ist nur eben nicht hochdeutsch und soll — allein aus diesem Grunde — im Radio nicht verwendet werden, besonders aber nicht im süddeutschen und schweizerischen Radio.

Wie stark man aber an *besonderen Wörtern* des schweizerischen Hochdeutschen festhalten soll, läßt sich nicht allgemein entscheiden, sondern nur von Fall zu Fall. Die Fremdwortsucht ist jedenfalls leider eine gesamtdeutsche (vielleicht sogar allgemeinmenschliche) Erscheinung und hat mit der Viersprachigkeit der Schweiz

wenig zu tun. „Wir sind doch eine viersprachige Schweiz“ ist die denkbar schlechteste Rechtfertigung des Fremdwortgebrauchs. Man vergleiche etwa das Wort „Perron“. Wie Sie wissen, haben die Franzosen (Welschschweizer eingeschlossen) für den Bahnsteig immer „quai“ gesagt, während „perron“ bei ihnen die Bedeutung „Freitreppe, Außentreppe“ hat. Woher kam also der Perron zu uns? Wo hat das französische Wort die Bedeutung „Bahnsteig“ bekommen, wenn also nicht im französischen Sprachgebiet? Ausgerechnet in Berlin! Dasselbst ist das Wort aus dem Französischen der Hugenotten entliehen und selbständig weiterentwickelt worden. Es scheint mir darum ungereimt, am Perron als einem angeblich besonders schweizerischen Wort übermäßig festzuhalten. (Ich selbst nehme *gute* (!) deutsche Ersatzwörter gerne an, ob sie nun aus Berlin, Bern oder Wien kommen. Als Fremdwortfeind weiß ich mich dabei übrigens in gut schweizerischer Gesellschaft, hat doch zum Beispiel auch Zwingli entschieden gegen das Fremdwort gekämpft). Den *Fleischer* lehne ich mit Ihnen für uns ab, da Metzger (und auch Schlachter) noch immer als ebenso gut hochdeutsch gilt und uns natürlicher fällt. Ob *Coiffeur* oder *Friseur*, scheint mir dagegen wieder unwesentlich; sie kommen mir beide gleich schön deutsch vor. Grundsätzlich ist jedenfalls zu sagen, daß es wenig sinnvoll ist, jede mögliche Gelegenheit zu ergreifen, um sich von reichsdeutschem Sprachgebrauch abzuheben. Eine solche von Ressentiment diktierte Haltung, die man kurz nach dem Krieg noch verstehen konnte, dürfte jetzt überholt sein; sie steht außerdem in scharfem Gegensatz zur Wortwahl etwa eines Gottfried Keller, den man doch in andern Fällen gerne als Vertreter schweizerischer Eigenständigkeit zitiert.

Denkt man folgerichtig zu Ende, so kommt man zum Ergebnis, daß wir Deutschschweizer in Sprache und Kultur schicksalhaft mit dem gesamtdeutschen Bereich verbunden sind, so entschieden wir auch im Politischen bewußt unsere eigenen Wege zu gehen pflegen. Damit sind wir bei der zweiten Unterscheidung angelangt, bei der zwischen Kultur und Politik, *Sprache und Staatlichkeit*. Natürlich ist mir bewußt, daß diese Bereiche nicht haarscharf gegeneinander abzugrenzen sind, daß sie an den Rändern vielmehr ineinander übergehen und verfließen. Aber diese Unterscheidung hat doch ihr Recht und ihre Tauglichkeit und kann einem weiterhelfen, wenn man sie vorsichtig handhabt. Und wenn wir den Grundstein schweizerischen Staatswesens ansehen, so kommen wir meines Erachtens zum selben Ergebnisse. Denn das ist

doch offenbar der Sinn dieses noch immer einzig dastehenden Staatsgedankens, zu behaupten, daß ein Nebeneinanderleben verschiedener Kulturen im Frieden und bei gegenseitiger Achtung möglich sei. (Wohl wissen wir, wie sehr die Wirklichkeit oft diesem Grundgedanken widerspricht). Versuchen wir dieses Nebeneinander *Verschiedener* umzudeuten in eine gleichsam metaphysische Einheit, so ist unser Verdienst dahin. Denn daß *Gleichartige* zusammenleben, ist doch offenbar kein Kunststück; das können alle Völker. Gerade unser Staatswesen ist also auf diese Grundverschiedenheit von „Deutschen“, „Franzosen“, „Italienern“ und „Rätoromanen“ angewiesen. Gerade von unserm Staatsgedanken her werden wir nicht nur aufeinander gewiesen, sondern auch zurückverwiesen in andere, nichtschweizerische Bezüge, von denen ausgehend es erst eine *Tat* ist, die schweizerische Einheit, die immer fragwürdig bleiben *muß* (definitionsgemäß sozusagen), zu behaupten. Die Fragwürdigkeit dieser Einheit liegt darin, daß die Verschiedenheit ebenso wichtig ist wie die Einheit. Soviel ich verstehe, ist dies genau die welsche, bei uns so selten verstandene Haltung. Ich habe mich mit den Welschen immer glänzend verstanden, weil wir beide unser Anderssein ebenso ernst nahmen wie unsere Gemeinsamkeit. Und so gesehen wird man dem rechtens paradoxen Ausspruch Bundesrat Mottas, dem man wohl kaum uneidgenössische Gesinnung vorwerfen kann, endlich mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen: „Wir sind um so bessere Schweizer, je bessere Deutsche, Franzosen, Italiener wir auf kulturellem Gebiet sind.“

Karriere

Sie hieß so schlicht wie viele: Rösli Knöpfli.
Durch Heirat wurde sie Frau Dr. Knopf.
Das stieg sehr schnell dem armen, schlichten Tröpfli
Verwirrend und berauschend in den Kopf.
Sie schrieb sich Dr. Roesly Knopf- (Strich) Knoepfly.
Das schien ihr angebracht und auch sehr fein.
Sie wollte nun nicht mehr im gleichen Töpfli
Mit all den vielen Knöpfli sein.

Peter Zurschmiede („spk-exklusiv“)